Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 21. Sonntag, den 26. Januar 1902. 2. Beilage.

Ein Glückskind.

Skizze von **Adele Osterloh.**

(Nachdruck verboten.)

Drei- oder viermal war der vornehme alte Herr im grauen Reiseanzuge schon am Gartengitter auf- und abgegangen, ehe er sich entschloß zu klingeln, und immer hatte er prüfend die Blicke bald über Haus und Garten, bald über die umliegenden Villen schweifen lassen. Es hatte sich so viel verändert hier. Seit Jahrzehnten war er der Vaterstadt ferngeblieben, und eines besonderen Anlasses hatte es bedurft, den Vielbeschäftigten dahin zu führen. Gestern nun war das Reiterstandbild des verewigten Fürsten, mit dessen Ausführung man ihn betraut hatte, enthüllt worden. Er war der Einladung, die man ihm dazu gesandt, gefolgt und hatte Reden, Festessen, Ordensverleihungen über sich ergehen lassen. Nun sehnte er sich hinaus in die Einsamkeit, nach der Stätte, die seine ersten Anfänge, seine Lehr- und Hungerjahre, wie er sagte, gesehen hatte. Denn er war armer Leute Kind, und Reichthum, Titel und Adel hatten sich erst im Gefolge seines Ruhmes eingestellt.

Kopfschüttelnd betrachtete er die eleganten Villen verschiedenen Stils, die sich in endloser Folge aneinander reihten; damals hatte sein Heim das äußerste Ende der Stadt bezeichnet und Felder und Wiesen zu Nachbarn gehabt; jetzt lag es mitten in einer Vorstadtstraße. Das Häuschen selbst hatte er freilich gleich wieder erkannt, und das nahm ihn beinahe Wunder. Hatte er dochimmer gefürchtet, Erinnerung, die Schmeichlerin, habe ihre Hand im Spiele und habe ihm mit bunten und lachenden Farben gemalt, was ihm in Wirklichkeit nüchtern und grau erscheinen würde. Aber nein! gerade so traulich altmodisch und anheimelnd stand es da, wie er es immer vor sich gesehen, und ringsum duftete es aus tausend Blüthenkelchen und grünte und blühte und sproßte wie einst im Mai. Höher, viel höher waren die Sträucher emporgeschossen, und über den schmalen, ungepflegten Gartenwegen schlangen ihre Zweige sich ineinander wie die Arme zweier Liebenden, blüthenbehangene Laubengänge bildend, deren grünes Dämmer den Liebenden in Fleisch und Blut zu gute kam.

Der warme Frühlingsregen der vergangenen Tage hatte alle Blüthen auf einmal hervorgelockt; die gelben Pfingströschen, die dicken grünlichen Schneeballen, die weißen Träubchen des Faulbaumes; selbst der Goldregen machte Anstalt, die grüne Knospenhülle zu sprengen schon schimmerte es verheißungsvoll goldiggelb in den langen Trauben. Und erst der Flieder — so süß duftenden gab es auf der weiten Welt nicht wieder. Oder hatte der Professor nur nicht Zeit gefunden, darauf zu achten?

Auf sein Läuten öffnete eine blasse Frau mit einem Kinde auf dem Arm.

„Wer wohnt hier?“ fragte der Professor und deutete mit der graubehandschuhten Rechten auf das Atelier im Hinterhause.

„Herr —“ die Frau stolperte über einen Namen, „der Maler.“

Ein Maler also. Der Professor ließ sich den Namen noch einmal wiederholen, dann schritt er mit der Selbstverständlichkeit des großen Mannes, dessen Kommen von dem Besuchten jederzeit als Ehre empfunden wird, auf die Thür zu und klopfte. Eine Klingel gab es noch immer nicht.

Der junge Maler war etwas betroffen von der unerwarteten Ehre, die seiner bescheidenen Künstlerwerkstatt widerfuhr, umsomehr als der Bildhauer den Grund seines Kommens zunächst mit keinem Worte berührte, sondern mit eigenthümlich bewegten Blicken das Atelier und dessen kärgliche Ausstattung musterte. Dann erst kam er mit seinem Anliegen vor, daß er ein Bild des Hauses zu besitzen wünsche. Er fühlte sich in dem alten Raume so heimisch angemuthet, daß er meinte, es müsse ihm ein jeder ansehen, daß dies seine Heimath sei, daß er hierher gehöre, und nicht jener junge fremde Mensch, der da halb mißmuthig an einem großen, kornblumenblauen Plakate pinselte. Die derbe schmierige Ausführung entsprach seinem feinen künstlerischen Empfinden nicht; aber „Preiskonkurrenz“ murmelte er erklärend.

Der Professor nickte verständnißvoll. Wieviel Heilige und gekrönte Häupter hatte er nicht aus ähnlichem Anlasse geformt, während der ganze Olymp Griechenlands und die geheimnißvolle Romantik der deutschen Sagenwelt in seinem jungen, heißen Kopfe spukte.

Rings auf rohgezimmerten Brettern oder am Boden hatten sie gestanden, seine griechischen Göttinen, seine verführerischen Hexen und grotesken Kobolde, da wo jetzt grobe Leinwandvierecke lehnten mit köstlichen stimmungsvollen Landschaften bemalt: ein schilfumrahmter Weiher mit glitzernden Sonnenfunken auf der bräunlichen Wasserfläche, eine stille, sonnenbestrahlte Waldlichtung, ein Eckchen Küchengarten in glühendem Mittagssonnenglanz; und dort ein niedliches Köpfchen, dessen leuchtendes rothes Haar sich vom sonnendurchfunkelten Blättergrün abhob.

Sonne, überall Sonne!

„Wo Sie nur die Sonne her haben hier unter unserm grauen nordischen Himmel?“ murmelte der Professor halb zu sich selbst sprechend.

Der andere lächelte still vor sich hin, als ob diese Sonne sein Geheimniß, sein selbsteignes, verschwiegenes Besitzthum sei. Er mußte sie wohl in sich haben, der unbeholfene, verlegen dreinschauende junge Mensch Wenn man ihm's auch nicht ansah, — die Sonne, die Poesie und die Jugend — —

Ein Stück Garten möge er ihm malen, bat der Professor; da hinten, wo der alte Schneeballenbusch stehe und der helle abgebleichte Flieder, der aussehe, als ob er graue Haare bekommen habe. Und als der andere ihn erstaunt ansah ob so genauer Ortskenntniß, fügte der Professor erklärend hinzu, er habe früher hier gewohnt, darum heimelte ihn alles so an; und der junge Kollege müsse schon erlauben, daß er sich ein wenig umschaue.

Wie merkwürdig unverändert das alles war! Nur daß es jetzt kräftig nach Terpentin roch, während früher der fade Geruch des feuchten Thons den frostigen Raum noch frostiger gemacht hatte. Groß, kahl, weiß getüncht war das Atelier, aber durch das breite Fenster, das hoch über dem Boden ganz nahe der Decke angebracht und dessen unterer Theil mit einer grauen Leinwand verhangen war, strahlte der blaue Himmel und nickten grüne Büsche, vom Winde bewegt. Fast an derselben Stelle wie ehedem stand der viereckige Mahagonitisch, der ihm als Schreibtisch, Eßtisch, Zeichentisch alles in einem gedient hatte. Ob es wohl noch der gleiche war? In der Ecke links hing die Garderobe des Künstlers, nicht reichhaltiger als die seinige gewesen war: ein Schlapphut, ein Rock, ein Havelock; ach, und der Havelock schillerte in demselben unbestimmten grünlichen Ton, in den nach langjähriger Abnutzung die schönsten und verschiedenartigsten Farben friedlich einzumünden pflegen.

Hinter einem Wandschirm stand das Bett und ein wackliger kleiner Tisch mit einer winzigen weißen Waschschüssel. Alles wie damals!

Wie oft hatte er sich frostgeschüttelt schon abends um acht Uhr ins Bett geworfen, weil er kein Holz besaß, um zu heizen und weil sein Lichtstümpfchen herabgebrannt war. Mit geballten Fäusten hatte er sich in die dünne Decke frostklappernd gehüllt und dabei den kühnsten Entwürfen nachgehangen. Die Ideen flogen ihm nur so zu, und er war zu arm, sie auch nur in Gips und Thon festzuhalten. Immer kamen solche erbärmliche, handwerksmäßige Arbeiten dazwischen, wie er sie ausführen mußte, um nicht zu verhungern, dankbar, daß sie ihm überhaupt noch zu theil wurden. Währenddem trockneten seine Skizzen ein; unablässig mußte er die feuchten Lappen, in die er sie gehüllt hatte, wechseln, damit sie nicht abbrachen; und schließlich zerfielen sie doch. Noch jetzt vermochte er die namenlose, nagende Bitterkeit seiner Jünglingsjahre nachzufühlen; andere duften ihre Gedanken in Marmor und Erz verewigen — auch wenn sie keine hatten und er! — — Dazwischen wieder Tage höchsten Glückes, wenn ihm etwas gelungen war, so recht aus einem Wurf, wenn keine Kluft blieb zwischen Wollen und Können — eignem Können, eignem Wollen! Jetzt mußte er sich meist nach dem Wollen seiner Auftraggeber richten, und das Glücksgefühl blieb aus. Ja, damals war er ein Künstler gewesen, ob er auch hungern mußte. Besonders der Winter war schwer. Arbeiten in der Voraussicht, das Vollendete nicht anbringen zu können, arbeiten in der beständigen Angst, an die Luft gesetzt zu werden. Ein Tag stand ihm noch besonders deutlich in der Erinnerung. Er hatte seine Miethe schon lange nicht mehr zahlen können; am Abend war die Frist verstrichen, die seine Wirthin ihm noch gutmüthig gewährt hatte. Sie hatte selbst zu würgen mit ihren fünf Kindern. Er konnte natürlich nicht zahlen, und nun war also alles zu Ende —

In stumpfer Verzweiflung brütete er vor sich hin. Ins Wasser gehen — — er sah die beeiste Elbe, die unweit seiner Wohnung halb zugefroren durch die bräunliche Dämmerung leuchtete — hu — oder erfrieren — verhungern da draußen auf der Landstraße, wo sie sich ruhig mit ihrer dichten Schneedecke zwischen den beschneiten Feldern hindurchwand, in der großen unheimlichen Stille —

Fester hüllte er sich in den dünnen grünlichen Mantel, den er auch im Zimmer nicht auszog. Da pochte es an seine Thür. Jetzt! sagte er sich und rührte sich nicht, wie der Verurtheilte, der das Fallbeil über seinem Haupte schwirren hört. Es pochte noch einmal. Dann öffnete sich leise die Thür. Er wandte den Kopf nicht und sah ganz starr vor sich hin. Schritte! aber nicht die derben, dröhnenden der Wirthin, leichte, jugendliche Schritte. Endlich blickte er auf. Anna!

Sie schien von einem längeren Gang im Freien zurückgekommen zu sein. Ihr ganzer junger Körper hauchte Kälte aus, und das braune Haar, das unter dem wollenen Kopftuche hervorquoll, war beeift.

Was sie nur wollte? Sie hatten bisher kaum miteinander gesprochen, er und das Wirthstöchterchen. Sie war meist außerhalb des Hauses beschäftigt, und er — nun, er war immer ein etwas steifer und zugeknöpfter Patron gewesen.

Wie sie so neben ihm am Tische stand, ein Packetchen in den rothgefrorenen Händen, waren sie einer so verlegen wie der andere.

Endlich kam's heraus. Sie bringe ihm Geld. Und dabei drückte sie ihm das Packetchen in die Hand. Er sah sie erst ganz verständnißlos an ohne zuzugreifen. — Er möge es nur nehmen, aber sie nicht verrathen; sie habe das Geld dem Sparkassenbuche entnommen, das ihre Patin ihr geschenkt hätte. Sie drängte es ihm förmlich auf; und er — nun, nachdem er's einmal gefaßt hatte das Unfaßbare, Unmögliche, dachte er garnicht mehr daran, sich zu sträuben. Er nahm es mit gierigen Händen und vergaß fast, sich zu bedanken.

Seitdem waren sie gute Freunde, er und die Anna. Was wohl aus ihr geworden sein mochte? Er konnte sich nicht einmal mehr besinnen, ob er ihr das Geld zurückgegeben hatte.

— „Wenn der Herr Professor vielleicht dies Bild —“

Der Professor sah betroffen auf. Er hatte die Anwesenheit des Malers, der seine Mappen nach Skizzen durchkramte, ganz vergessen.

Langsam strich er sich über die Stirn, als wolle er den Bann der Erinnerung lösen. Dann bat er den jungen Mann, er möge ihm, was er an Skizzen finde, morgen früh ins Hotel bringen. Er, der Professor, wolle nun noch einmal in den Garten gehen.

Ueber den Garten hatte sich Feierabendruhe gesenkt — ringsum noch Leben und Bewegung, aber nicht laut und hastend mehr wie am Tage, sondern sanft und gedämpft. Im Hofe rauchte ein Arbeiter seine Pfeife, ein paar Frauen lehnten am Treppengeländer, die Kinder spielten auf der Straße mit Murmeln. Im Garten war niemand.

Der narkotische Duft des Flieders schwebte durch die Luft, vermischt mit dem erquickenden Atem des frischen Grüns und vielen anderen bescheideneren Wohlgerüchen aus tausend gelben und weißen Blütenkelchen. — Dort hinten in der Holzlaube zwischen den Jelängerjelieberbüschen hatte er gar oft sein kärgliches Abendmahl eingenommen, schwarzes Brot und Dreierkäse. Wie trefflich das mundete und wie es nie genügen wollte, den kräftigen zwanzigjährigen Hunger zu stillen, der sich so gebieterisch bemerkbar macht, wenn man nichts hat, ihn zu befriedigen; und undankbarer Geselle, der er ist, wegbleibt wenn man imstande ist, ihm die schönsten Leckerbissen vorzusetzen. Nie im Leben hatte es ihm so gut geschmeckt wie damals.

Durch die dünnbelaubten Weidenzweige schimmerte der Brunnen im Hofe, und wo die blasse Frau jetzt stand, hatte er oft mit Anna gestanden. Die Unterhaltung war nicht so lebhaft gewesen, aber süß war es doch das beredte Spiel der Augen, der vielsagende Händedruck — und gar erst die heimlich geraubten Küsse — die Zukunft war ihre Göttin, aber verschieden genug spiegelte sie sich in ihren Köpfen. Annas Phantasie verstieg sich in ihren Träumen kaum höher, als bis zu einem gemeinsamen Sonntagsspaziergang oder etwa, wenn sie ganz hoch hinauswollte, zur Vorstellung eines ganz kleinen gemeinsamen Haushalts, wo sie ihm alle Tage seine Lieblingsgerichte kochen würde. Die seine aber war ein kühner Renner, der alle Gräben nahm, über alle Hindernisse hinwegfegte und triumphirend den goldenen Becher des Ruhmes errang.

Dort auf der Steinbank unter den Hollunderbüschen, in denen die Vögel so fröhlich zwitscherten, hatte er oft gesessen, allein mit seinen Hoffnungen und Wünschen, wie nur die Jugend sie auszusinnen vermag — — aber nein! Wenn er sich's recht überlegte, das Sonderbarste war, daß sie ihm schließlich alle erfüllt worden waren, bald eher, bald später; alle Wünsche erfüllt, alle Träume zur Wahrheit geworden, wenn er sie auch manchmal in der Erfüllung kaum wiedererkannt hatte, seine goldenen Traumkinder.

Die Menschen hatten recht: er war ein Glückskind; sein ganzes Leben eine Kette von Erfolgen, eine Reihe erfüllter Wünsche.

Mit dem Gelde der kleinen Anna hatte es angefangen. Auf eine solche Hilfe hätte doch kein vernünftiger Mensch rechnen dürfen und ihm war sie geworden. Dann kam der erste Preis in einer Konkurrenz, der Verkauf seiner Hexe, bald darauf die Berufung an eine auswärtige Akademie — alles Schlag auf Schlag, als ob das Glück ihn gar nicht loslassen könnte, nachdem es einmal den Weg zu ihm gefunden.

In den Zeiten seiner Bedrängniß hatte er einmal den Versuch gemacht, Unterricht zu ertheilen. Wie glücklich wäre er gewesen, Schüler zu finden; und tüchtig würden sie bei ihm gelernt haben. Aber der einzige, der sich einstellte, war ein Kollege von der Palette gewesen, der für kunstgewerbliche Zwecke Einblick in die Technik der Bildhauerei zu gewinnen wünschte und sich für seine Mühwaltung mit einem selbstgemalten Bildchen absand. Jetzt hatte er Schüler, soviel er wollte und sagen konnte. Er war selbst so ein Bouze, wie die, welche er früher beneidet hatte, weil ihnen jeder Griff mit dem Modellholz, jedes lobende oder tadelnde Wort, ja jeder flüchtige, prüfende Blick mit Gold aufgewogen wird. Auch so gemessen und unnahbar war er, wie er es an anderen früher immer verdammt hatte, mit Liebenswürdigkeit verbrämt, aber doch unnahbar.

Es war ja gar nicht anders möglich in seiner Stellung, wo sich so viele an ihn herandrängten mit Ansprüchen an seine Theilnahme, sein Urtheil, seine Zeit. Und aufrichtig gestanden, eine Last war es doch, fremdes Schaffen zu überwachen, wenn man selbst schaffen wollte und mußte. Die Aufträge, nach denen er sich einst so glühend gesehnt, strömten ihm nur jetzt so zu; und große monumentale Aufgaben waren es, an denen er so recht seine Kraft erproben konnte. Kaum daß er Zeit hatte einen Auftrag herbeizuwünschen so war er schon da. Wunsch und Erfüllung in einem. Die Zeit hatte nicht einmal nöthig, ein Blatt in seinem Lebensbuche umzuschlagen.

In seinem prachtvollen großen Atelier, das an sich schon für eine Sehenswürdigkeit galt, standen sie alle, die Modelle der vielen Feldherrn und Fürsten, die regierenden zu Pferde, die anderer zu Fuß, auch ein paar Gelehrte und Dichterbüsten waren darunter.

Mit der Zeit hatte er die behelmten Paradefiguren recht satt bekommen. Er wäre gern wieder einmal zu den sonnigen Märchengestalten seiner Jugend zurückgekehrt. Damals konnte er die Modelle und das Material nicht bezahlen; jetzt fehlte ihm die Ruhe und Muße, Dingen nachzuhängen, deren Ausführung nicht drängte. Die großen Aufgaben nahmen alle seine Kräfte in Anspruch.

Wohl oder übel mußte er die tollen Fabelwesen in die Rumpelkammer packen, und mit den Jahren hatten sie gelernt, sich dort ganz ruhig zu verhalten und aus Respekt vor den vielen hohen Würdenträgern nicht mehr zu mucksen. Allmählich mochten sie wohl eingeschlafen oder gestorben sein, denn jetzt kamen sie nicht einmal mehr, wenn er sie rief.

Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, wie er ehemals geseufzt hatte, weil ihm die Zeit fehle, dies und jenes zu thun! Du lieber Himmel! als er arm war, ließ ihm die Brodarbeit zuweilen wenig Muße, aber seitdem er reich und berühmt war, was kam da nicht alles und fraß gierig an seiner kostbaren, durch kein Vermögen zu erkaufenden Zeit.

Was der aufsprossende Ruhm so allmählich alles nach sich gezogen hatte!

Zunächst die Anschaffung eines Fracks. Es war ein recht erbärmliches Exemplar seiner Gattung gewesen, über der Brust zu eng und in der Taille zu weit, wie ihn eben ein Vorstadtschneider, vier Treppen hoch im Hinterhause zustande bringt. Aber er war sich doch wie ein ganz andrer Mensch vorgekommen, als er zum ersten Male seinen Frack anzog; ein wichtiges, ein unendlich wichtiges Ereigniß war's ihm erschienen; und doch — wie er sich heute mit einem kleinen bitteren Lächeln sagte, noch lange nicht wichtig genug. Heute wollte es ihm scheinen, als habe dieser Frack seinem ganzen Leben eine andere Richtung gegeben.

Vorher hatte sich kein Mensch um ihn gekümmert. Jetzt regneten plötzlich eine Menge Einladungen auf ihn herab, und da er einen Frack besaß, nahm er sie an. Das sei ihm nützlich, hieß es; ein junger Künstler müsse mit der guten, d. h. der wohlhabenden Gesellschaft Fühlung suchen; das bringe auch Aufträge ein. Davon merkte er zunächst freilich noch nichts; und als sie eintrafen, hätte er sie entbehren können.

Anfangs spielte er eine recht unglückliche Rolle in der Gesellschaft. Man nahte sich ihm halb neugierig, halb von oben herab; und er empfand eine stete Besorgniß, ob er sich auch richtig benehme, ob man ihm seine Kinderstube, die gar keine gewesen war, sondern ein kleiner schwärzlicher Hof, nicht anmerke. Seine gesellschaftliche Unsicherheit hatte ihm die Tage seiner ersten Erfolge doch recht vergällt.

Sich mit solcher leichten Sicherheit bewegen zu können, mit einem Winke des Hauptes Befehl zu ertheilen, mit einem Lächeln zu beglücken, wie beneidenswert, wie unerlernbar ihm das schien!

Jetzt hatte er es längst erlernt und in guter Schule.

Seine heißeste Bewunderung hatte nicht den Männern gegolten, sondern den vornehmen Frauen.

Da war besonders eine! Es überlief ihn immer bald heiß bald kalt, wenn sie in den Salon trat. Eine junge Gräfin, der Typus der norddeutschen Aristokratin, groß, schlank, kräftig, rosig und blond, die vollendetste Verschmelzung von Anmut und Würde: aber die Würde war vorherrschend. Er drängte sich heimlich in ihre Nähe, nur um ihre Stimme zu hören; Stimme und Augen paßten zusammen, beide klar, hell, rein, kühl.

Selbst mit ihr zu sprechen, so meinte er, würde er niemals wagen. Da kam sein großer Erfolg, der ganze große, der den Grund legte zu allem künftigen Ruhm, das Kaiserdenkmal. Alles umdrängte ihn glückwünschend, auch sie kam und redete ihn an, denn sie war kunstsinnig. Und wieder verrann die Zeit und wieder ward zur Wirklichkeit, was ihm zu groß, zu unmöglich erschienen wäre, um Wunsch zu sein. Die große blonde Aristokratin war seine Frau.

„Dem berühmten Manne“ standen alle Thüren offen; er hatte die Wahl unter den Töchtern des Landes, er brauchte nur die Hand auszustrecken, und er streckte sie etwas hoch. Sie lebten auch recht glücklich miteinander. Zunächst war es von seiner Seite eine anbetende, verehrende, bewundernde Liebe, die mehr angenommen als erwidert wurde. Das Gefühl, das ihm seine schöne vornehme Frau und seine schöne vornehme Häuslichkeit einflößten, ähnelte ein klein wenig demjenigen, das er beim ersten Eintritt in die Gesellschaft empfunden, eine ganze Menge Glücksgefühle der verschiedensten Art, verbunden mit einem kleinen Mangel an Behaglichkeit. Er war gewissermaßen von früh bis abends im Frack, auch zu Hause.

Seine Gemahlin hatte nach dem Codex der guten Sitte gelernt nicht nur, was man thut und sagt, sondern auch, was man denkt und fühlt, und wenn diese wohlerzogenen Gefühle auch einmal mit kühnem Schwunge über die Schranken hinweggefegt waren, als die Komtesse sich entschloß, den bürgerlichen Künstler zu heirathen, so waren sie doch nachher ganz artig wieder in die vorgeschriebene Bahn eingelenkt und erlaubten sich keine zu heftigen Bewegungen mehr. Die Gräfin hatte sich durch ihre Heirath keineswegs in seine Sphäre herabgelassen, sondern sie ließ es sich angelegen sein, ihn in die ihre zu erheben. Anfangs fühlte er sich trotz seiner Künstlerkrone unter den Grafenkronen ihrer Umgebung freilich nicht recht heimisch, und besonders die Vettern von der Garde ließen ihn die Ueberlegenheit ihres Standes von Königs Gnaden ziemlich deutlich merken. Mit der Zeit besserte sich das, besonders als er selbst geadelt wurde und Titel und Orden bekam. Man merkte ihm im gewöhnlichen Leben den Künstler kaum noch an; er war vielmehr der Geheimrath, Professor von —

Jetzt war sein Sohn selbst Leutnant bei de